

Die Wildkatze

Die zwei Gymnasiasten gingen am Adlerhause vorbei, ohne hinzublicken. Sie machten übermäßig lange Schritte; der jüngere der beiden, der noch Kniehosen trug, trat trotzig und selbstbewusst auf, in ihren Gesichtern aber war ein Zug von Wichtigkeit und Würde, als fänden sie es nötig, eine Kraft vorzutauschen, die sie nicht besaßen.

Plötzlich aber fielen sie aus ihrer Rolle, denn von den Käfigen rechts kam ein fauler Geruch herüber, sie verzogen die Gesichter wie beleidigte Kinder, wandten halb den Rücken nach rechts und zogen die eine Schulter hochmütig empor. Dann sagte der Jüngere, als spräche er einen unumstößlichen Satz aus: „So ein Tiergarten ist Humbug!“

Der Ältere machte müde Augen. „Und warum denn?“, fragte er.

„Das ist doch leicht einzusehen!“ Er ereiferte sich. „Gibt es denn in Wirklichkeit etwa eine solche Ansammlung aller möglichen Tiere auf einem so beschränkten Raume? Das ist doch nur eine armselige Selbsttäuschung ... Giraffen, die auf Seehunde schauen. Steinböcke und Gazellen ... Das ist gerade so, als würde man in einem Kinderbilderbuch blättern.“

„Na ja, aber interessant ist es doch“, wandte der andere ein. „So ein Tiergarten muss eben als eine wissenschaftliche Reflexion angesehen werden.“

„Ein klägliches Phantasiegebilde - das sag ich ja.“

Aus dürrtigem Gestrüpp, zwischen wassergefüllten Zementbecken schauten Flamingos herüber. Sie standen reglos oder machten nur vereinzelte schwerfällige Bewegungen, es war, als frören sie, ihr Gefieder war struppig und leuchtete kaum. In einer Ecke aber hatte sich ein Storch ein Nest zusammengeschart und brütete. Er hatte den Kopf mit dem langen Schnabel zurückgelegt, blickte mit einem Auge aufmerksam empor, in ein Stückchen Himmel hinein, das über einem langen grauen Dache sichtbar war und kümmerte sich um das ganze Getier nicht, das rings um ihn sich umhertrieb und scharte.

Die Knaben waren stehen geblieben und schauten auf den Storch. Eine Weile standen sie gedankenlos und ohne zu sprechen vor dem gleich einer ungeschickt hingewetzten Tonfigur hockenden Vogel, dann gingen sie weiter, während der Ältere sagte: „Wenn man sich all das Viehzeug ansieht, wie es sich scheinbar gelassen der Gefangenschaft ergibt, wie es mit jeder Regung selbst in dieser ungewohnten Umgebung einem höheren Willen lebt, so sieht man erst, dass einzig das Tier durch eine Naturbestimmung erzeugt ist.“

„Ist der Mensch vielleicht weniger ein Geschöpf der Erde?“, fragte der Jüngere aufgebracht.

Spaziergänger kamen. Die jungen Leute nahmen gezielte, verlegene Schritte an, denn es war ein halbwüchsiges Mädchen bei der Gruppe, das knapp an ihnen vorbeistreifte. Der Jüngere schaute spottlustig nach dem Mädels, der Ältere aber blickte mit melancholischem Ausdruck auf eine voll erblühte Frau, die etwas aufdringlich sprechend neben einem Herrn herging.

Als die Spaziergänger verschwunden waren, machten sie einige Bemerkungen über das Mädels, dann starrten sie mit gespanntem Ausdruck auf den Kies, als suchten sie sich vergeblich an etwas zu erinnern.

„*Catalpa speciosa*“ stand auf einer Blechtafel vor einem schönen breitblättrigen Baum. Sie ließen sich auf der Bank nieder, über die der breite Wipfel reichte.

Der Jüngere wiederholte nun: „Der Mensch ist grad so ein Geschöpf der Erde wie das Tier; vielleicht nicht?!“

In dem knochigen, fahlen Gesicht eine zerstreute, verlorene Miene, schaute der Ältere nach rechts hinüber, wo das Gitter eines Käfigs sichtbar war. „Dort drinnen ist ein Marder oder so etwas“, sagte er.

Da schlug ihm der Freund ärgerlich aufs Knie und meinte eigensinnig und spöttisch: „Also du meinst, dass der Mensch ein Erzeugnis des Himmels sei?!“

Mit nachsichtigem Lächeln kam die Antwort: „Wenn du es durchaus bestätigt haben willst, also ja!“ Aber dann wurde er doch aufgebracht. „Der Mensch hat heute mit der Erde nichts mehr zu schaffen, weißt du! Er ist ein Kulturerzeugnis, er entsteht aus Rücksicht oder auch aus Trotz wider die übrige Menschheit und ist er einmal da, so wird er nur in Beziehung zur Gesellschaft betrachtet. Schau dir doch die Menschen an. Begegnet man jemandem, so denkt man sich, aha, das ist ein Kaufmann, der ist ein Beamter, jener gewiss ein Diplomat. Bei einem Tier aber fühlst du nichts als: das ist in der Steppe zu Hause, das im Wasser, jenes im Wald. Also beim Tier siehst du immer ein Stück Erde mit, beim Menschen aber ein Stück Gesellschaftskultur. Ist’s nicht so?!“ Dann fuhr er dumm verloren fort: „Mir scheint gar, das ist der Käfig der Baumfalken dort drüben.“

Sie erhoben sich und traten näher. Der kleine niedere Käfig war von Büschen umdrängt, lag ganz abgesondert und schien leer zu sein. Doch dann bemerkten sie auf dem künstlichen Fels eine Wildkatze liegen, grau wie der Stein und reglos. Sie betrachteten das Tier. Es lag zusammengerollt dort, das weiche Fell gelblichgrau, mit seltsamen, schwarzen Querstreifen. Die gelben Augen waren geöffnet und schienen hartnäckig auf einen Punkt zu starren.

„Schaut sie uns an?“, fragte der Ältere der Knaben.

„Aber nein, sie hat noch gar nicht gezeigt, dass sie uns bemerkt hätte, sie muss was anderes sehen.“

Wieder betrachteten sie eine Weile wortlos die Katze. Dann sagte der mit den Kniehosen nachdenklich: „Weißt, wenn man so die Löwen, die Bären und Wölfe betrachtet, so erscheint das ganz selbstverständlich, dass es wilde Tiere sind. Aber die

da ... Wozu gibt es überhaupt Wildkatzen, warum sind sie noch nicht gezähmt, wie die Hauskatzen? Sie sind ja doch nur zwecklose Überbleibsel einer alten Zeit, als der Mensch überhaupt noch verloren in der Wildnis dastand. Heute aber gibt es gar keine Wildnis mehr bei uns, warum sind denn die Wildkatzen noch nicht ausgestorben?“

„Sie werden's ja auch bald sein“, meinte der Ältere. „Einstweilen gibt's noch den Wald, in Ungarn - glaub ich - ist's ja noch ganz wild.“

„Freilich, was du glaubst! Auch dort ist man nicht mehr so weit zurück, dass man solche Bestien nicht ausrotten könnte. Dort duldet man sie grad noch als Rarität ... Oder glaubst du vielleicht, man züchtet sie als Nutzwild?“

Die Wildkatze starrte noch immer bewegungslos auf einen Punkt. Einmal bewegten sich wohl ihre Schnurrhaare, ihr Blick aber haftete fortgesetzt auf den Gitterstäben, schien etwas Bestimmtes zu fassen und war in seiner Regungslosigkeit doch ohne Belebung, wie ein leerer Spiegel grünlichen Glases.

„Wohin schaut das Vieh eigentlich?“, fragte der Jüngere ungeduldig.

Sie folgten der Richtung des Blickes, sahen aber nichts, was die Aufmerksamkeit des Tieres hätte anziehen können. Das war ihnen unverständlich und sie traten seitwärts, um den Blick aufzufangen und auf sich zu lenken; aber er schien wieder an ihnen vorbeizusehen, etwas hartnäckig suchend.

Da sagte der Jüngere gereizt: „Weißt, ich finde es beinahe beabsichtigt, dass das Vieh so tut, als wären wir gar nicht da.“

„Absicht wird es wohl kaum sein - übrigens, man weiß es nicht!“

„Und warum soll es nicht Absicht sein? Dass wir ihnen Feinde sind, das wissen die Tiere, warum sollen sie uns ihren Hass nicht zeigen können?“

„Bei der Wildkatze, da sieht es mehr wie Verachtung aus.“

„Was, verachten will sie uns?!“, rief der Jüngling ergrimmt aus. „Das kümmerliche Biest da?“

Er beugte sich rasch nieder, griff an den Eisenstab, auf den die Katze starrte und rüttelte daran. Die gelben Augen blieben reglos verschleiert. Da schwenkte er heftig die Hand vor den Blicken des Tieres, stampfte mit dem Fuße auf, zerrte Grimassen, höhnte und fuhr wie zum Angriff mit der Hand zwischen das Gitter hinein ... Kein Blinzeln verriet, dass die Katze sich um all das gekümmert hätte.

„Dummes Vieh?“, sagte er wütend.

Sie waren aber doch verduzt. Sie standen und schauten hilflos umher und als von weit drüben in gleichmäßigen Pausen fremdartige seltsame Schreie kamen, gleich Notrufen aus einer unbekannten Welt, ein Kreischen und Flattern vom Ententeiche her, da war es ihnen plötzlich, als dränge etwas Sonderbares auf sie ein, gegen das sie sich erschreckt verteidigen müssten.

„Es ist beinahe unheimlich, dass das Tier unsere Blicke nicht fühlt“, sagte der Ältere.

Der andere fuhr auf. „Zum Teufel, es muss uns doch bemerken!“ Dann setzte er verächtlich hinzu: „Vielleicht ist es krank und darum so dumm.“

„Es wird halt mit uns Menschen nichts anzufangen wissen!“

„So indolent ist heute kein Tier mehr!“ Er war wieder erregt und kauerte sich nieder, um durch unablässiges Anstarren die Katze zu beirren.

„Sieht sie dich jetzt?“, fragte nach einer Weile der Ältere.

„Der Teufel weiß, wohin sie schaut! Nicht rechts und nicht links und doch nicht auf mich. Als wär' ich für sie unsichtbar.“

Er hatte sich erhoben und sie standen wieder unschlüssig vor dem Käfig. Da überkam sie aber allmählich der Zorn. Wie immer, wenn der Mensch dem Tiere gegenübersteht und in dessen fremdes Sein nicht zu dringen vermag, erfasste sie ein versteckter Trotz, der Katze die Beachtung ihrer Anwesenheit aufzunötigen, ihre Überlegenheit dem Tiere zu zeigen.

Der Jüngere schaute rasch aus, ob niemand käme, dann nahm er ein Steinchen auf und warf es nach der Katze. Ein Eisenstab lenkte den Wurf ab. Doch wieder warf er und der Stein ging über die Katze hinweg. Aber die Vergeblichkeit reizte ihn, und er warf noch heftiger.

Beide hatte eine krankhafte Sucht erfasst, die Katze zu treffen. Einer suchte dem andern zuvorzukommen, die Steinchen regneten in den Käfig; doch ob sie auch rechts und links des Tieres aufprallten, es regte sich nicht. Bis endlich ein Stein traf, da fuhr die Katze auf, fauchte zornig den Stein an und zog sich in den Hintergrund des Käfigs zurück, sich in einer Vertiefung deckend. Dort rollte sie sich wieder zusammen und ließ ein eigentümlich grollendes Knurren hören.

Die Knaben hatten innegehalten. „Nach dem Stein hat sie geschaut, nach uns nicht“, rief der eine. Sie blickten wieder hasserfüllt nach dem Tier.

Es war nun ganz still rings. Der einsame Käfig, das Gehölz, das sich wie eine ferne Wildnis fortsetzte, der leere Kiesweg und dann die wenige, verlorene Spätsommer-sonne, die wie mit müder Hand auf einer Wiese lag, wie mit nervös zitternden Fingern in Zweigen und Blättern spielte. Und die Wildkatze in ihrer eigentümlichen Entrücktheit, in ihrem reglosen Lauern, als gehöre sie einem andern Leben an, einem anderen Tage als dem, den diese Sonne erhellte, die auch die zwei Knaben wärmend fühlten.

„Dass sie uns jetzt noch nicht anschaut! Jetzt weiß sie gewiss, was wir von ihr wollen.“

Es war, als hätten die beiden etwas voreinander zu verbergen. Sie blickten sich nicht an, redeten grollend, abgerissen, als suchten sie sich über etwas hinwegzutäuschen. Bis sich plötzlich ihre Blicke trafen und der Jüngere sagte: „Ich schleiche mich von hinten an sie an und steche sie durchs Gitter mit dem Federmesser.“

Der andere erschrak, doch er warnte bloß: „Wenn sie dir einen Hieb mit den Krallen gibt ...!“ Und als der mit den Kniehosen über den niederen Einfassungsdraht

stieg, sich durchs Gebüsch drückend den Käfig anzuschleichen suchte, bat der Ältere: „Aber nur mit der kleinen Klinge, hörst!“

Behutsam, auf Händen und Füßen kroch der Knabe. Wie er beim Käfig angelangt war, richtete er sich langsam auf, öffnete das Messer, schob die Hand langsam vor, um sie durch das Gitter zu zwingen. Sein Gesicht war verzerrt, die Augen glühten, in seinen Bewegungen war ein kaum sichtbares, aber unaufhaltsames Vordringen. Krampfhaft vorgeneigt, den Mund atemlos geöffnet, folgte der Freund von drüben seinem Tun.

Nun hatte er die Hand schon durch das Gitter gebracht, er zog den Ellenbogen an und schob die Schulter vor, um den Stoß zu führen. Da wandte sich die Katze plötzlich um und starrte ihn an. Und sie ließ wieder jenes drohende Rollen hören, das nicht laut war, was wie nach innen gelenkt klang, wie aus der Erde geholt und durch das der Stein, auf dem das Tier lag, der Käfig, erschüttert schien.

Wie gelähmt starrte der Knabe die Wildkatze an. Er musste sich am Gitter festhalten, vermochte aber nicht zurückzuweichen, seine Augen waren erschreckt geöffnet und eine jähe Angst prägte sich in ihnen aus.

Auch die Katze bewegte sich nicht. Sie machte keine Miene zum Angriff, nur ihr breiter Schädel war ihm zugewandt, die eine Tatze leicht erhoben, die Wangenhaare gestäubt, die Schnurrhaare und die kurzen gedrunghenen Ohren zurückgelegt, als mache sie das Gesicht frei von allem, was ihre Zähne behindern könnte.

Da gab die Hand des Knaben, mit der er sich in kauender Stellung festhielt, plötzlich nach und bevor er sich stützen konnte, fiel er zurück. Beschämt richtete er sich auf und begann den Weg wieder aufzusuchen.

Glitzernd folgte ihm der Blick der Katze. Als die Knaben dann wieder beisammen standen, waren die gelben schillernden Augen ihnen zugewandt reglos, stechend, doch mit einem unbezeichnenbaren Ausdruck.

Sie hörten Stimmen. Da traten die Knaben rasch vom Käfig zurück und gingen ängstlich weiter. Sie hatten die Köpfe eingezogen, schauten manchmal erschreckt aus, doch schwiegen sie. Bis der Jüngere endlich stockend losbrach: „Weiß der Teufel, was das für ein Blick ist! Der schaut einem ins Gesicht und doch nicht; es ist, als träfe er einen zugleich, als suche er Krallen und Zähne an dir. Grad so, als würde eine Mauer vor einem aufspringen ... Das ist ein Blick, der nichts sucht, nur abwehrt, aber ohne Furcht ... Gar nicht mit Augen ist er geschaut, ist wie ein Körper, der einen zurückstößt.“

Seine Stimme war zornig, weinerlich. Er blickte hilflos und beleidigt drein, als sei er beschämt worden, als fürchte er Schläge. Schon an der Wegebiegung blickten sie noch einmal unwillkürlich scheu zurück. Die Wildkatze schlummerte wieder zusammengerollt und hatte den glitzernden Blick irgendwohin gerichtet, auf einen Punkt, den sie mit ihren Augen doch nicht sehen konnten.

In: März. Eine Wochenschrift. Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma, München: März-Verlag, 8. Jg., Heft 1, 3. Januar 1914, S. 229-234. Die Bibliografie in: Otto Alschner. Erzählungen. Hrsg. Von der Landsmannschaft der Banater Schwaben. Horst Fassel, Horst, München 1995, weist diese Veröffentlichung aus.

Nähere Angaben zur Zeitschrift: In: Katalog zur Ausstellung: Künstler und Propheten. Eine geheime Geschichte der Moderne 1872-1972, Kort, Pamela und Hollein, Max (Hg.) Schirn Kunsthalle Frankfurt, 2015, S. 187: Hermann Hesse war einer der Herausgeber dieser reformistischen literarischen Zeitschrift und gehörte 1906 zu ihren Mitbegründern.

Auch in: Die Kluft. Rufe von Menschen und Tieren, München: Albert Langen, Langens Markbücher Band 20, 1917, S. 97-109.